

## Flucht und Wunder

Ich habe Angst.  
Ich habe Angst, dass sie mich finden.  
Ich habe Angst, dass sie mich kriegen.  
Ich habe Angst, dass sie mich töten.

„Sie“ sind die Soldaten, die Soldaten mit der Waffe. Mit der Waffe, mit der sie töten. Ich bin nicht die einzige, die vor ihnen wegläuft. Es gibt viele, die vor ihnen weglaufen. Sie wollen uns töten, weil wir anders sind, weil wir aus einem anderen Land kommen.

Naja, erstmal hallo. Ich bin Zara und ich war ein Flüchtling. Mein Leben war nicht immer einfach. Und davon möchte ich erzählen:

Wir hatten nie viel Geld. Wir hatten nie viel Essen. Manchmal hatten wir Tage lang fast gar nichts zu essen. Wir wurden angeschrien, beleidigt, wir wurden als Dreck bezeichnet. Ich hatte oft Angst, viel Angst. Zuerst starben meine Eltern. Sie waren kaufen, sie wollten uns Essen kaufen, sie wollten uns Hoffnung geben, die wir eigentlich schon längst verloren hatten. Bei einem Bombenangriff sind sie gestorben. Nach dem Tod unserer Eltern fiel meine Schwester Iva in ein tiefes Loch voller Traurigkeit. Sie konnte nicht mehr; sie sagte noch, bevor sie losrannte, sie ist zu traurig um zu leben, sie ist zu traurig um Hoffnung zu haben. Die Hoffnung würde sie nur noch weiter quälen. Dann lief sie, sie lief aus dem „sicheren“ Versteck, sie lief bis einen Soldat sie fand. Draußen hörte ich einen Knall. Das war die Bestätigung. Sie war tot.

Ich ging zu meinem Bruder Max, der vom den Schuss geweckt wurde. Er kuschelte sich an mein Bein und fragte: „Was ist passiert? Zara, wo ist Iva?“ Ich begann zu weinen. Er fragte mich, jetzt auch weinend ohne zu wissen, was passiert ist, nochmal: „Zara? Wo ist Iva?“ Ich weinte mehr und sagte schließlich: „Iva ist jetzt ein Engel. Sie ist bei Mama und Papa.“ Wir weinten lange. Irgendwann schlief Max ein. Ich fand es damals irgendwie beruhigend. Er schlief so friedlich, aber man konnte ihm die Trauer immer noch ansehen. Irgendwann schlief auch ich ein. Unser damaliges Versteck haben wir verlassen. Wir konnten uns nur in der Nacht bewegen, wir hatten viel zu viel Angst am Tag. Jetzt sind wir bei einer netten Frau untergebracht. Sie hat uns gefunden, als wir nachts unterwegs waren. Sie rauchte draußen eine Zigarette und sah uns trotz der Dunkelheit. Ich wollte wegrennen, aber Max blieb bei ihr. Ich musste mich entscheiden. Ich wusste ja nicht, ob sie uns vielleicht verraten würde. Ich entschied mich schließlich, schon allein wegen Max, der Frau zu vertrauen. Ich weiß nicht wieso, aber sie strahlte eine Art Wärme aus. Diese Art von der Wärme, die man liebt, fast schon mütterliche Liebe. Sie gab uns ein Versteck in einer geheimen Kammer hinter ihrem Bücherschrank. Die Familie hatte diesen Raum seinerzeit gebaut für die Tochter, die es liebte, zu lesen. Sie versorgte uns mit einer Matratze, zwei Decken und etwas zu Essen. Es gab bei ihr einen geregelten Essensplan. Montags Kartoffelpüree mit Soße, dienstags Kartoffeln mit weißer Soße, mittwochs Nudeln und donnerstags Würstchen. Freitags gab es Schnitzel, das Leibgericht von Max. Samstags und sonntags ging das die Frau mit ihrem Mann oft auswärts essen und wir bekamen Brötchen. Einmal sagte die Frau zur mir, ob ich nicht ein Buch haben wolle. Ich habe sie nach einem Kinderbuch für Max gefragt. Sie sagte: „Du bist ein gütiger Mensch,“ und brachte uns am nächsten Tag ein Kinderbuch für Max. Aber ich sah, dass sie noch etwas hatte. Sie gab mir ein Buch und flüsterte mir ins Ohr: „Das ist ein Buch meiner Tochter. Ich schenke es dir.“

Ich schüttelte den Kopf, ich wollte es nicht annehmen, doch sie drückte es mir in die Hände. Freundlich bedankte ich mich und sie ging und schloss die Tür von unserem Versteck. Ich schaltete die Lampe in dem kleinen Raum an und begann Max aus dem Kinderbuch vorzulesen. Er freute sich, er konnte ja selber nicht lesen, nur ein bisschen, aber es reichte nicht aus. Plötzlich hörten wir die Klingel. Ich verstummte sofort und legte meinen Finger auf die Lippen, womit ich Max zeigen

wollte, das er leise sein sollte. Die Klingel war das Zeichen. Wenn Besuch da war, mussten wir leise sein. Diese Stille legte sich manchmal über gefühlte Stunden. Ich musste sofort das Licht ausschalten, damit niemand auch nur den kleinsten Lichtschein sehen konnte. Die Stille an diesem Tag fühlte sich wieder wie Stunden an. Allerdings konnte man immer ein wenig hören, was gesprochen wurde. Ich vermutete, dass es diesmal der Vermieter war. Ich begann zu schwitzen und merkte, wie ich es mit der Angst zu tun bekam. Mir lief eine Schweißperle über die Stirn. Eine gefühlte Ewigkeit später hörte ich die schwere Tür ins Schloss fallen. Es war eine schwere Tür, eine große Tür, eine alte. Das ganze Haus war sehr alt. Wenn man ging hörte man die Dielen knarren und es roch im kompletten Haus nach altem Holz. Immer noch liebe ich den Geruch des Holzes und das Gefühl. Ich liebe auch die Bäume, die Blätter und die Blumen. Ich liebe die ganze Natur. Ich wurde aus meinen Gedanken gerissen. Ich spürte den Windzug der sich öffnenden Tür. Ich sah das Gesicht der alten Frau. Mir viel auf, dass sie mir nie ihren Namen gesagt hatte, aber ich hatte auch nie darüber nachgedacht, nie danach gefragt. Ich war einfach immer dankbar, dass sie mich und meinen Bruder aufgenommen hatte. Ich weis, dass es in einer Welt wie dieser nicht oft 'wir' gibt, es gibt fast immer nur 'ich'. Also sollte man dankbar sein, dass es noch Menschen gibt, die noch 'wir' sagen können. Ich sah das Gesicht der alten Frau, es war traurig, niedergeschlagen und wütend zugleich. Sie begann zu reden. Ich erschreckte mich, nach so einer langen Zeit der Stille so eine laute Stimme zu hören. Man hörte in ihrer Stimme die selben Gefühle die sich auf ihrem Gesicht widerspiegelten. „Ich habe leider eine eher weniger erfreuliche Nachricht.“ Die Angst kam wieder. Ich begann zu schwitzen und es rollten mir Schweißperlen über die Stirn. Sie redete weiter: „Ihr dürft hier leider nicht mehr bleiben. Ich wünschte mir wirklich.....“ Ich schüttelte den Kopf und fiel ihr ins Wort: „Es ist ok“, ich musste schlucken. Jetzt spürte ich nicht mehr die Schweißperlen über meine Stirn rollen, sondern eine Träne langsam und unscheinbar aber voller Traurigkeit und Ratlosigkeit.

Sie sagte, dass wir spätestens übermorgen das Versteck verlassen müssten. Der Vermieter habe gesagt, dass er schon öfters eine fremde Stimme gehört hätte.

Ich bekam nicht mehr viel mit. Nur, dass dieser Raum eine Vorratskammer werden soll und das sie in drei Tagen komme, um das Haus zu durchsuchen.

Max schlief immer noch. Ich weckte ihn auf, es war wieder die beunruhigende Stille wie bei Ivas Tod. Ich weinte wieder. Max wachte auf und schaute mich mit großen müden Augen an. Ich wusste, was er sich fragte. Also sagte ich: „Wir müssen weg.“ Er weinte nicht, er wirkte irgendwie erschreckt. „Alles Gu?“ fragte ich. Er nickte nur stumm. Ich dachte es wäre wegen dem Schreck. Am nächsten Tag packten wir unsere Sachen und verschwanden. Irgendwie wurde Max so stumm und ich wusste nicht wieso. Wir gingen im Schutz der Dunkelheit. Wir liefen zu einem Wald, wo wir uns besser verstecken konnten. Er war immer noch so still und ich fragte zum wiederholten Male, ob alles gut wäre. Er nickte wieder auf diese bedrängte Weise. Ich legte meine Hand auf die Stirn von Max und erschrak, er glühte. Ich zog meine Hand erschreckt zurück. Mir floss eine Träne über die Wange. „Hast du noch irgendetwas?“ flüsterte ich leis. Ich redete so leise, dass ich Bedenken hatte, dass er mich nicht hören konnte. Aber er antwortete, aber wieder auf diese zerbrechliche Art. „Kopfschmerz“, ich atmete leise auf. Vielleicht ist es doch nicht so schlimm, dachte ich mir. „Was machen wir jetzt?“ Max warf mich aus meinen Gedanken. Gute Frage dachte ich mir insgeheim. „Abwarten.“ sagte ich. Ich überlegte die ganze Nacht. Ich wusste nicht, was wir machen sollten. Ich begann zu weinen.

Am nächsten Morgen wachte ich verschwitzt auf, ich sah Max neben mir liegen er schlief unruhig. Ich überlegte, wie wir weiter machen sollten. Wir mussten flüchten. Wie das ganze letzte Jahr. Fliehen vor der Angst und vor den Menschen die einen verachten, weil man anders ist.

Aber das mussten wir ja sowieso machen. Aber jetzt ist der letzte Funke Hoffnung gelöscht.

Wir mussten weg, weg in ein anderes Land, in ein Land das für uns sicher ist. Wo man uns helfen kann. Dafür müssen wir aber über die Grenze und das war gefährlich. Ich entschloss mich, Max noch schlafen zu lassen und hoffte, das es ihm danach wieder besser gehen würde. Und tatsächlich meinte er, nachdem er wieder wach war, er würde weniger Kopfschmerzen haben. Ich war erleichtert, spürte aber wie sich Max quälte. Also sagte ich ihm, dass wir über die Grenze müssen.

Unser Vater prägte uns immer ein, dass, wenn etwas schreckliches passiert würde, wir durch über die Grenze durch eine ganz bestimmte Lücke gehen sollten. Er war sich sicher, dass es niemals so schlimm kommen würde, aber jetzt war es soweit. Max und ich bereiteten uns auf den Weg vor, der vor uns lag. Wir gingen immer morgens los und beendeten unseren Weg erst spät abends. Max ging es nach einer Woche später immer noch nicht besser, so dass wir auch nur sehr langsam voran kamen. Ich wusste nicht, wie hoch sein Fieber war, ob es stieg oder ob es sank. Aber man sah Max an, dass er krank war. Es ging ihm manchmal so schlecht, dass ich ihn tragen musste. Irgendwann fragte er: „Wann sind wir da?“. Ich antwortete müde und erschöpft: „Wir müssten morgen ankommen.“

Am nächsten Morgen gingen wir wieder früh los, damit wir am Abend endlich ankamen. Es sollte für uns der entscheidende Tag sein. Ich hatte Angst genauso wie Max. Ihm ging es wieder mal nicht gut, deswegen wollte ich mich nur noch mehr beeilen.

Wie es unser Vater uns gesagt hatte, gingen wir am Rand des Waldes entlang. Doch irgendwann bemerkte ich, dass einige Soldaten auf uns zu liefen. Ich flüsterte zu Max: „Lauf!“ ich wollte schon loslaufen, doch bemerkte, dass Max nicht konnte. Er konnte nicht, er war zu krank. Ich nahm seine Hand und zog ihn hinter mir her. Ich bekam es mit der Angst zu tun und schrie: „LAUF!“ doch er lief immer noch nicht. Die Soldaten waren deutlich nähergekommen. Wir waren so kurz vor unserem Ziel, ich wollte Max wieder mit mir mitziehen, doch ich merkte, wie die Soldaten ihr Gewehr auf uns richteten. Ich wollte weiterlaufen immer weiter bis zum Ziel bis zu der Gelegenheit, Glück zu bekommen. Immer weiter sagte ich zu mir. Und plötzlich hörte ich Knalle. Sie schossen. Ich schloss die Augen und lief immer weiter, ich hatte so Angst. Dann öffnete ich die Augen und sah Max auf dem Boden liegen. Ich begann zu weinen, zu schreien: „NEEEIIIN!“ Ich sah alles verschwommen, alles drehte sich, aber ich lief weiter. Ich spürte etwas an meinem Arm vorbeistreichen, es tat weh und brannte. Doch ich lief weiter, weiter durch die Lücke. Ich hatte es geschafft. Sie konnten mir nichts mehr tun. Ich war überglücklich, doch auch todunglücklich zugleich, denn ich hatte durch den Kriege meinen ganze Familie verloren, zum Schluss auch noch meinen Bruder, so kurz vor dem Ziel.

Ich sah mich um, es waren keine Soldaten mehr da, keine Gewehre.

Das alles ist jetzt zwei Jahre her. Ich wurde in einer Pflegefamilie liebevoll aufgenommen. Hier akzeptiert man mich. Ich denke oft an meine Familie und weine dann. Aber ich kann auch schon wieder lachen. Ich werden meinen Weg gehen, glücklich und zufrieden, so wie es nun ist. Aber meine meine Familie werde ich niemals vergessen.

Aufgeschrieben von Hannah Schmitz